

EIN WERK MIT UNTERSCHIEDLICHEN FACETTEN

100. Geburtstag von Johannes Mario Simmel

Es ist eine vertraute Erinnerung an Kindheit und Jugend: die dicken Schmöcker von Johannes Mario Simmel, die auf dem Buchregal der Eltern thronen, und die Verfilmungen, die in den 1970er Jahren für Furore sorgten. Der erste Film, den ich als Jugendlicher sehen durfte, war *Es muss nicht immer Kaviar sein* mit O. W. Fischer und Senta Berger. Mit dem gleichnamigen Roman wurde Simmel als Autor berühmt. Insgesamt wurden weltweit über zweiundsiebzig Millionen seiner Bücher verkauft, und das macht ihn zu einem der wirtschaftlich erfolgreichsten Schriftsteller der Literaturgeschichte.

Am 7. April 1924 wurde Johannes Mario Simmel in Wien geboren, doch ich erinnere mich, dass ich ihn während der Schulzeit für einen Deutschen hielt. Warum? Womöglich, weil mir der immense Publikumserfolg eines Schriftstellers nicht zu dem Bild passte, das ich von meinem kleinen Österreich hatte.

Dass insbesondere meine Mutter Simmels Bücher las, ist die eine Seite meiner Erinnerung. Die andere beruht auf einem Fernsehinterview, das ich damals sah. Darin beschwerte sich der Autor in einer für mein Empfinden gemischt wehleidigen und aggressiven Art über die Literaturkritik, die ihn angeblich in seinen Anfängen hochgelobt und danach, als er seine Erfolge einfuhr, geschmäht oder missachtet hätte. Auf mich Jugendlichen wirkte dieser Auftritt befremdlich, und bald erfuhr ich, dass diese großen Romanerfolge einer wie immer auch definierten »Unterhaltungsliteratur« zuzuordnen waren und vereinzelt Rezensenten das eine oder andere Buch sogar als Trivialliteratur brandmarkten. Während des Studiums dann ein Erlebnis in der Vorlesung zur österreichischen Literatur von Wendelin Schmidt-Dengler, wo dieser zuerst verächtlich über Simmel herzog, gegen Ende aber einen Satz prägte, der sich in mein Gedächtnis einbrannte: Besser Simmel lesen als gar nichts lesen!

Rechtzeitig zum hundertsten Geburtstag erschien eine Biografie der Autorin Claudia Graf-Grossmann (geb. 1959), die in der Schweiz und in Frankreich lebt: *Johannes Mario Simmel. »Mich wundert, dass ich so fröhlich bin«*. Erschienen im Droemer-Verlag, der auch die berühmten Romane von Simmel publizierte und mit den farbigen handschriftlichen Titeln, welche jeweils den ganzen Vorderdeckel einnehmen, ein markantes Erkennungsmerkmal schuf. Diese Biografie sehe ich als einen perfekten Einstieg und eine Art Orientierungshilfe.

Folglich bewirkte diese sorgfältig recherchierte und umfassende Biografie, dass auch ich mich endlich näher mit Johannes Mario Simmel auseinandersetzte, eine Reihe seiner Texte las und ein paar ausgesuchte Verfilmungen schaute. Was ich in dieser Biografie entdeckte, ist das Bild eines Mannes, den ich, so kitschig das auch klingt, als überaus »liebenswert« bezeichnen möchte. Simmel war zeit seines Lebens überaus engagiert, und zwar durchaus im Sartre'schen Sinne einer *littérature engagée*, und die Zeugnisse vieler Wegbegleiter*innen

stellen ihn als einen geradezu »herzensguten« Menschen dar. Das gesellschaftskritische Engagement führte freilich zu jenen Änderungen im literarischen Stil, welche das deutschsprachige Feuilleton ihm angekreidet hat: Simmel wollte die Menschen erreichen, um seine Botschaften zu vermitteln. Und wie man das am besten macht, lernte er in den 1950er Jahren, als er zehn Jahre lang Reporter für die deutsche Illustrierte Quick war. Während in den frühen Texten vieles noch zwischen den Zeilen zu lesen war und wiederholt weltliterarische Anspielungen vorkamen, eignete er sich für die bekannten Romane einen sehr klaren, ja unverblühten Stil an. Da wird alles genauestens erklärt, damit nur ja keine Unsicherheiten oder Missverständnisse aufkommen. Das kann Leser*innen gefallen oder auch nicht; jedenfalls ermöglichte es die enormen Verkaufserfolge und dadurch die Gewissheit, die Menschen tatsächlich zu erreichen.

1960, das Erscheinungsjahr von *Es muss nicht immer Kaviar sein* stellte einen Wendepunkt dar. Aus einem »rasenden Reporter« wurde ein Erfolgsautor. Während dieses Buch eine Agenten-Komödie ist, wird es danach kriminalistischer und ernster.

Denn Simmel prangerte die weltpolitischen Machenschaften der Großmächte ebenso an wie das Drogenproblem, ging bereits vor Jahrzehnten auf die Gefahren des Klimawandels, der Genetik und gefährlicher Viren ein, bekämpfte Fremdenhass, Antisemitismus und das Wiedererstarken faschistischer Ideen. Mit einem seiner Romane, *Niemand ist eine Insel* von 1975, gelang es ihm tatsächlich, das Schicksal behinderter Kinder ins Bewusstsein der Gesellschaft zu rücken und die Situation in Kinderheimen zu verbessern. Er verurteilte Kriege und trat stets für einen gesunden Humanismus ein.

Das sind ja lauter schwere und belastende Problemfälle! Wie gelang es ihm also, seine Leserschaft trotzdem auf die Thematiken aufmerksam zu machen? Nun, Simmel verstand es, diesen Themen eine Verpackung mitzugeben, die spannend war und gefiel. Jeder Roman enthält eine Liebesgeschichte, welche die ernste Botschaft des Buches umhüllt. Anders ausgedrückt: Die gesellschaftspolitische Problematik wird rund um diese Liebesgeschichte – die oft sogar tragisch endet – ausgebreitet und erzählt. Darüber hinaus lesen sich die meisten Romane eben als spannende Agenten- oder Kriminalstorys. Das alles sind Ingredienzien, die sich gut verkaufen ließen und lassen.

In den Siebzigerjahren wurde Simmel durch seine Erfolge überaus wohlhabend, und er bewegte sich in der »High Society«, wohnte lange in Monte Carlo und kannte sogar die Fürstenfamilie persönlich. An diesem (Neu-)Reichtum durfte die deutsche Regenbogenpresse teilnehmen, und so war vieles über ihn und seine Ehe in den Klatschspalten zu lesen. Dieses ostentative Zurschaustellen war anscheinend zu einem guten Teil seiner zweiten Ehefrau zu verdanken, was dazu führte, dass die beiden sich allmählich entfremdeten. Die Zeit nach der Scheidung war von einer Rückkehr in ein mehr oder weniger solitäres Schriftstellerleben gekennzeichnet sowie von einem noch ernsteren Umgang mit den Stoffen, die ihm unter

den Nägeln brannten. Die zweite Hälfte der Achtzigerjahre und die damaligen Veröffentlichungen brachten einen Gesinnungswandel der Literaturkritik mit sich, und Simmel fand allmählich jene Anerkennung als literarischer Autor, nach der er sich gesehnt hatte. Ich kann mich erinnern, dass ich Simmels »wilde Siebziger« über Fernsehbeiträge einigermaßen mitbekam, nicht mehr jedoch die Hinwendung zu anspruchsvolleren Werken, die zeitlich mit dem Ende meines Sprach- und Literaturstudiums zusammenfiel. Johannes Mario Simmel spielte für lange Zeit keine Rolle mehr in meinem Weltbild.

Der Autor schrieb jedoch bis ins hohe Alter weiter und folgte seinem aufklärerischen Weg. Fast gegensätzlich dazu jedoch die Novelle *Der Mann, der die Mandelbäumchen malte*; die Geschichte einer ungewöhnlichen Liebe mit verblüffendem Knalleffekt gegen Ende, erschienen 1993. Simmel schrieb diesen Text in Ich-Form und bediente sich eines anspruchsvolleren Stils, ähnlich jenem, den man von den ganz frühen Publikationen kannte. Diese Novelle geht über zirka hundert Seiten und bekam vom Droemer-Verlag einen überaus ästhetischen, geradezu bibliophilen Buchsatz spendiert, der sich von den dicken Wälzern der bekannten Romane deutlich abhebt.

1999, zehn Jahre vor seinem Tod und im Alter von fünfundsiebzig erschien dann der letzte Roman, *Liebe ist die letzte Brücke*, der wiederum eine breite Zustimmung der Literaturkritik erfuhr. In diesem Buch dreht sich alles um die Informationstechnologie und die Gefahren von Computerviren und Internet; dieses Thema war ihm bis dahin eher fremd – Simmel benutzte zeitlebens nicht einmal eine Textverarbeitung, sondern stets eine mechanische (!) Schreibmaschine.

Dass er über technische und wissenschaftliche Themen fundiert und glaubwürdig zu schreiben vermochte, lag an seiner Arbeitstechnik: Für jeden Roman unternahm Simmel sorgfältige Recherchen, die durchaus Jahre beanspruchen konnten. Nicht nur geografisch musste alles stimmen – es ist bekannt, dass er auch mal Freunde in der ganzen Welt losschickte, um zu prüfen, ob sich etwa in einer bestimmten Seitengasse tatsächlich eine Telefonzelle befand und wie diese aussah! –, sondern auch die wissenschaftlichen oder medizinischen Grundlagen mussten passen. Dazu gab es nächtelange Diskussionen mit Experten, die zumeist zu Simmels lebenslangem Freundeskreis zählten.

Die auffällige Weltoffenheit vieler Geschichten hat noch eine andere Wurzel: Da Simmels Vater in der Zwischenkriegszeit ein oft reisender Geschäftsmann war, lernte der Autor bereits in der frühen Kindheit einiges von der Welt kennen, und er verbrachte ein paar Jahre in einer britischen Grundschule. Daher war Simmel eigentlich zweisprachig; eine gewisse Zeit lang, erfahren wir von der Biografin Claudia Graf-Grossmann, sprach er sogar besser englisch als deutsch. Als Kind wollte Simmel »Jan« gerufen werden, und in der Nachkriegszeit avancierte sein zweiter Vorname »Mario« zum bevorzugten Rufnamen – womöglich ist dies auf die markant unterschiedlichen Lebensabschnitte zurückzuführen.

Die Annexion Österreichs durch Hitlerdeutschland, der sogenannte »Anschluss«, und der darauf folgende Weltkrieg stellten eine herbe Zäsur in Simmels Leben dar. Der Vater war nämlich jüdischer Herkunft, und somit galten die Kinder als »Mischlinge«. Dem Vater gelang es, kurz nach dem Anschluss nach Großbritannien zu fliehen, wo er während des Krieges für den deutschsprachigen Sender der BBC tätig war. Die Biografie schildert eindringlich die damalige Situation, die Entfremdung des Sohnes vom geliebten Vater und den schwierigen Kampf, den die Mutter sogar gerichtlich führte, um ihre Kinder vor dem Zugriff der Nazis zu bewahren. Den Vater hat Simmel nie mehr wiedergesehen, weil er kurz vor Ende des Krieges in England starb; aber beide Kinder überlebten. All diese Erlebnisse zeigen nicht nur eine vermutlich kaum bekannte Seite des Erfolgsautors, sondern schlugen sich vielfach in den Romanen nieder, denn diese enthalten überraschend viele autobiografische Elemente. Die Lage der Mutter, die mit beiden Kindern allein in Wien geblieben war, wurde etwa im Roman *Und Jimmy ging zum Regenbogen* verarbeitet. Ob meinen verstorbenen Eltern diese Zusammenhänge ebenfalls klar waren, ist mir nicht bekannt; möglicherweise lasen sie die Romane zur »reinen Unterhaltung«, ohne zu wissen, wie stark der Autor seine persönlichen Erfahrungen darin eingebracht hat.

Ein typisches Stilmerkmal, das sich in den meisten Texten findet, ist ein überaus starker auktorialer Erzähler. Dieser weiß immer bestens über seine Figuren Bescheid und gibt, insbesondere in den Erfolgsromanen, alles preis, was diese denken, fühlen und sagen. In den frühen ebenso wie in den späten Texten wird dies deutlich sparsamer eingesetzt, und wir finden hier sogar Erzählungen in der ersten Person, wie beim zuvor genannten Maler der Mandelbäumchen.

Was gibt es nun alles bei Johannes Mario Simmel zu entdecken? Neben den Erfolgsromanen publizierte er mehrere Bände mit Erzählungen, wobei wie gesagt die frühen und die späten einen besonderen stilistischen Reiz entfalten. Es gibt ein einziges Theaterstück, *Der Schulfreund*, mehrere Kinderbücher, wie etwa *Ein Autobus, groß wie die Welt*, den Essay-Band *Die Bienen sind verrückt geworden*, und zu Letzt verfasste Simmel auch eine Reihe von Drehbüchern, und zwar primär in jener Zeit, in welcher er als Journalist für Quick tätig war, also in den 1950er Jahren. Auch diese Drehbucherfahrung hat er später in anderen Texten verarbeitet und dabei interessante Details aus der Branche preisgegeben.

Viele Filme des Drehbuchautors sowie Verfilmungen seiner eigenen Romane sind heute auf DVD erhältlich. Bei den Büchern sieht es überraschenderweise mager aus, denn einen Großteil der Romane gibt es nur mehr im Antiquariat. Allerdings sind so gut wie alle Bücher als E-Buch erhältlich, wofür seine Erben gesorgt haben. Somit ist es zumindest möglich, das Gesamtwerk in elektronischer Form zu lesen. Ob das Gedenkjahr dazu benutzt wird, auch die in Papierform längst vergriffenen Ausgaben neu aufzulegen, ist derzeit, im März 2024, noch nicht ersichtlich.

Und wie steht es nun mit meiner Erinnerung an die Literaturvorlesung von Wendelin Schmidt-Dengler in den 1980er Jahren? Besser Simmel lesen als gar nichts lesen, sagte der Herr Professor damals. Ich würde es lieber so formulieren: Simmel lesen? Warum denn nicht? Bei dieser Vielfalt von unterschiedlichen Herangehensweisen an die Stoffe werden wohl alle fündig!